

Sollte ich denn mit Worten malen können?

Ich war gerade dabei, mit Mühe ein ungeheures rechteckiges Reservoir zu umfahren, als ich erschöpft inmitten von Pfützen zusammenbrach, deren schwärzliche Farbe nicht weniger beunruhigte als das regelmäßige Klopfen des großen unterirdischen Motors der Stadt...

... Als ich wieder erwachte, war die Banlieue verschwunden, das Reservoir war um mehrere Kilometer zurückgewichen und hatte sich in ein römisches kunterbuntes Monument verwandelt, dessen Ränder in Morgenlicht getaucht waren. Irgendwo hallte der Waschbleuel der Wäscherinnen wider, woanders hörte man den Fernseher leicht rauschen – fast knistern, daneben wurde wieder lautstark gekocht und irgendwo anders sprach eine klare und ruhige Stimme. Auf dem Grund der milden Täler erhoben sich Bäume wie Algen in die Luft, die zwischen zitternden Lichtflächen hin- und her- tanzten. Und man wusste nicht, wie man diesen Raum benennen sollte, so sehr schien er ein für alle Mal dem Vertrauen übergeben worden zu sein. Doch ich wagte noch nicht, auf solch zerbrechlichem Licht zu wandeln, musste erst verstehen. Doch dieselbe Stimme, die die Welt erklärte, indem sie sich mit ihr vermischte, gab mir zu verstehen, dass ich furchtlos vorwärtsgehen konnte und dass die Dinge beständig waren, trotz der Vorsicht, mit der sie sich anfangs bewegten.

Und tatsächlich, als ich die Hand in die Landschaft, einem wilden Garten hinausstreckte, wie man es tut, um festzustellen ob es regnet, spürte ich in einem die Frische der Luft und den Widerstand der fernen Mauern, die ich für zerbrechlicher gehalten hatte als die Blütenblätter der Lilien vor mir: Ich streifte das duftende Laubwerk, das mein Blick in dem Frühnebel verschmolzen hatte, und ich ging sicher über eine Wiese, die mir vorher als ein zartgrüner Strand erschienen war. Die Erde knirscht, wie ich so vorüber wandle und ein frisch gemähter Grasgeruch steigt in die Luft herauf.

Ich ging hinauf und bergab, fühle mich immer draußen, bin draußen und sehe den Garten links, rechts hinter oder vor mir. In einer Stiva, wie wir es aus den Galeeren kennen, stoße ich immer wieder auf Neues, Altes, Vertrautes, so klar heimisch und gemütlich und wieder fremd zugleich aber vor allem stoße ich auf eines: Einem Kollektiv. Das Leben steht für das Miteinander.

Schließlich klopfte ich an eine offene Tür, die auf keinen lärmigen Flur oder lästigen Korridor öffnete, sondern zu dem Gehege, der schönsten und ausgesuchtesten Stunden führte, zu einem Platz im Freien, der nur mit ein paar Kindern belebt war, oder gar obszönen Sammlungen, riesigen Bibliotheken, büroartigen Loftgehegen, gigantomatischen Studentenwohnungen, Ansammlungen an Erinnerungen und Geschichten. Es sind Räume die eine eigene Sprache verlangen. Räume die Erinnerungen bilden, Blitze, Jubel, Feuer, Asche, Gelächter, Schluchzen, Und all das Unsägliche das dahinter und davor ist und für das was noch kommt.

Und während ich außer Atem komme bei all dem Gezeter, all den ach so angegliederten Beschreibungen, Berechnungen, bewusst erheiternden Idealisierungen und Akronymen, während ich an der Zeit entlanglaufe ... ist der Raum da.

Da. Vor mir. Über mir. In mir. Überall. Er ist da. Er schweigt. Unbegrenzt. Er enthält. Er verschlingt. Ewig.